

Sibylle Baillon



Wie
Spuren
am See
Die Erbin

Bodensee-Saga

GMEINER



Sibylle Baillon

Wie
Spuren
am See
Die Erbin

VERMÄCHTNIS DER LIEBE Isabella ist Anfang 30 und führt mit ihrem Lebensgefährten Bernd ein Dasein in geordneten Bahnen, als der Anruf eines Notars den scheinbar perfekten Hausfrieden gehörig durcheinanderwirbelt. Wer um Himmels willen ist diese Ada Beranger, die Isabella eine Villa am Bodensee vermacht haben soll? Kurz entschlossen und gegen Bernds ausdrücklichen Wunsch reist Isabella nach Lindau, um der Angelegenheit auf den Grund zu gehen. Mithilfe ihres neuen Nachbarn, des attraktiven Schriftstellers Chris, versucht sie, das Geheimnis um die Verstorbene zu lüften. Doch je näher sie der Wahrheit zu kommen scheinen, umso seltsamere Dinge gehen in der Villa vor sich. Im Sog der Vergangenheit droht Isabella sich selbst zu verlieren, sodass ihr bisheriges Leben völlig aus den Fugen gerät ...

© GV Studio Photo



Sibylle Baillon wurde 1966 in Frankfurt am Main geboren. Nach einer erfolgreichen Ausbildung zur Bürokauffrau folgte sie dem Ruf der Ferne und zog nach Frankreich, wo sie als Leiterin der Exportabteilung im Blumengroßhandel Karriere gemacht hat und später Ausbilderin und Life-Coach wurde. Seit jeher von Geschichten vergangener Epochen fasziniert, arbeitet sie heute als freie Autorin und hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht. Wenn sie also nicht gerade in Büchern schmökert, gilt ihre Leidenschaft dem Schreiben romantischer, historischer sowie kriminalistischer Geschichten.

Sibylle Baillon

Wie
Spuren
am See
Die Erbin

Bodensee-Saga Roman

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2023 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Susanne Tachlinski
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © pixel creator / shutterstock.com
und Stefan Arendt / stock.adobe.com
ISBN 978-3-8392-7769-0

Für meine Söhne Tristan und Roméo

Die Seerose

*Im fahlen Glanz der Nacht,
Mein Wesen lichterloh brennt,
Die Flamme verzehrt mit solcher Macht,
Ab jetzt uns nichts mehr trennt.*

*Vom dunklen Abgrund fortgetragen,
Tief aus der Unendlichkeit,
Steigt zu mir empor Dein Klagen,
Durchtrennt peinvoll die Wogen der Zeit.*

*Du köstliche Blüte trotz dem Getöse,
Schenkst mir ewigen Trost,
Ohne Stachel und doch eine Rose,
Ewig Dein Hauch mich liebkost.*

*Geheim bleibt der Zorn, wird verschmäht,
Begraben im Schleim, auf dem ich steh,
Das stumme Leid ins Herz sich gräbt,
So tief, so deutlich, wie Spuren am See ...*

Prolog

Stille. Es war eine alles umhüllende Stille. Die Stille, die einen umgab, wenn man mit allem durch war. Die, aus der es kein Zurück mehr geben konnte. Die Stille der Blume, die unwiderruflich dahinwelkte und die Erbarmungslosigkeit des Seins preisgab. Die Stille des Traumes, der nicht mehr war, von Hoffnungslosigkeit umhegt. Diese Stille des mit Tränen geschriebenen Szenarios, das wie ein betörendes Lied jäh verstummte. Einfach so. Die Stille nach wirbelndem Tanz durch Lichter, von erhitzter Sehnsucht umhüllt. Oder die Stille nach dem Verflüchtigen eines Duftes, dem man wie einem vielversprechenden Zauber gefolgt war. Aufgelöst in nichts.

Aber auch die Stille, die einsetzt, wenn sich euphorisches Lachen an Mauern bricht ... *Nein*, hatte das Verhängnis entschieden, *du darfst nicht dauern. Ihr dürft nicht dauern. Nicht das Lachen, nicht die Blume, nicht der Duft, nicht der Tanz, nicht der Traum – nur die Stille.*

Es war keine unangenehme Stille. Keine Leere. Alles hat seinen Preis; das zu Wenige ebenso wie das zu Viele ...

War es ein Irrtum gewesen zu hoffen, aufzubegehren und sich mehr zu ersehnen? Einen Tag mehr, eine Stunde mehr, eine Minute ... oder Sekunde?

Es fehlte nur ein Schritt in den Traum zurück, dorthin, wo alles schöner, heller, unglaublicher und wärmer war. Der Traum, der sie unwiderstehlich anzog.

Seufzend erhob sie sich von der Bettkante, ging zum Fenster und schaute noch einmal hinaus. Hinaus auf das idyllische Antlitz des Sees bei Sonnenuntergang, an dessen Ufern die Wellen wie hungrige Seelen verebten, die immer wieder nach dem Unerreichbaren griffen, es flüchtig streiften, ohne es je festhalten zu können. Hinaus auf die rosa-roten Wattewogen am Himmel, die wie tausend Schäfchen ins Reich des Morpheus einluden.

Dahinter, stolz und majestätisch, die malerische Kulisse der Schweizer Alpen, die zu jeder Jahreszeit ihre weißen Mäntel trugen. Paare lustwandelten eng umschlungen am Ufer entlang, frönten der milden Luft und der Abendröte. Gemächlich schipperte ein Kahn auf der spiegelglatten Wasseroberfläche dahin. So wie eh und je ... Ein Boot, ein Traum. Eine Welle, ein Lachen. Ein Glitzern, ein Kuss, und dann ein Versprechen ... das der Ewigkeit. Sie hatte ein Recht darauf gehabt, auf die Ewigkeit. Ja. All das würde ihr fehlen.

Die Legende hatte sich nicht bewahrheitet, denn niemals war das Urtier aus dem Wasser aufgetaucht, um die Seerose abzuholen. Vielleicht hatte sie nicht lange genug gewartet? Vielleicht war ein einziges Leben zu kurz gewesen? Wie dem auch sei, es waren keine Flossenfüße dem See entstiegen, um platschend Pfützen auf dem Asphalt zu hinterlassen. Nichts. Nie. Nie mehr?

Entschlossen packte sie mit beiden Händen die Vorhänge und zog den schweren roten Stoff zu, verharrte einen Augenblick, ließ schließlich die Arme sinken. Rötliches Halbdunkel umgab sie. *So fühlt es sich also an, wenn der Vorhang fällt*, dachte sie, *der letzte*. Vorbei. Das alles würde sie verlassen.

Von einer unwiderstehlichen Müdigkeit erfasst, schleppte sie sich zum Bett zurück, legte sich darauf. Ein Blick auf den Nachttisch, auf dem eine Tablettenpackung und ein halb

volles Wasserglas standen. Ja, halb voll. So hatte sie immer alles betrachtet. Auch jetzt, nach all den Jahren.

Ihr Blick wanderte zu dem Gemälde an der Wand, dorthin, wo es mit der Mauer verankert schien wie die darauf abgebildeten grazilen Wasserblumen mit den Tiefen des Sees. Manche sagten, es sei zu verworren, zu abstrakt. Das hatte sie nie so empfunden. Darauf vermischte sich blaues Wirbeln mit weißen Klecksen und Strichen, mal kantig, mal sanft, mal verspielt, mal hart. Wie das Leben.

Und hier und da, im Strudel der Verschwommenheit aus Azur und Blattgrün niedergekommen, das lebendige Fuchsia mit seinem zartrosa Herzen, fragil, zerbrechlich, anmutig. Sie wusste es zu lesen, konnte die versteckte Botschaft darin entziffern. Musste man eingeweiht sein, um dies zu können? Wer es nicht verstand, der hatte nie geliebt, davon war sie überzeugt. Nie so leidenschaftlich wie die Malerin des Bildes ...

Wie ich ...

Was hätte sie darum gegeben, noch einmal von allem kosten, sich daran erbauen zu dürfen! Sich noch einmal zur Musik wiegen zu dürfen; zu vom Leben komponierten Klängen. Noch einmal das Blitzen lebenshungriger Augen zu sehen. Noch einmal das perlende Lachen zu vernehmen. Noch ein einziges Mal ...

Sie schloss die Augen, bereute nichts. Wie war er noch gewesen, dieser hauchzarte Duft? Nur noch einmal genießen, nur noch einmal durch die flammenden Lichter tanzen, nur noch einmal küssen, lieben, den süßen Schmerz empfinden. Nur ein letztes Mal für einen kurzen Moment in diesen Traum eintauchen und darin verweilen ... Für immer ...

Kapitel 1 – Die Neuigkeit

Frankfurt am Main – Dezember 2017

Meine Entscheidung, meinem Instinkt zu folgen, verfestigte sich, als an diesem Morgen der sonderbare Anruf einging.

Gleich beim Erwachen hatte ich gespürt, dass etwas anders war. Nur was?

Denn sich selbst treu, unausweichlich, nicht wegdenkbar – und so vorhersehbar wie das Leben, das ich führte – war da das Vogelgezwitscher gewesen, das seit Bestehen des Seins das Morgengrauen ankündigte. Wie eine ewig sich wiederholende Melodie schien es mir täglich bewusster machen zu wollen, dass ich in dem großen Ganzen klein und unbedeutend war, dass mein Dasein nichts am Ablauf der Dinge änderte, so wie der stets voranschreitende Fortgang der Natur mein Schicksal nur streifte.

Eine Natur, die in Wirklichkeit unvorhersehbar war, mit der sich im Schatten der Blicke ständige Wandlungen, Mutationen vollzogen. Dem Anschein nach blieb alles gleich, jedoch im Verborgenen nahmen die Veränderungen ihren Lauf.

Genau wie an diesem Morgen, als ich die kommende Wende zwar wahrnahm, sie aber nicht zu erklären vermochte. Wie ein Dieb hatte sie sich unbemerkt in mein

Inneres geschlichen, sich gleich eines Rumorens der Unzufriedenheit in mich eingenistet. Unsichtbar und trotzdem so präsent wie ein Geschwür, das unter der Oberfläche pulsierte und über kurz oder lang die Haut durchbrechen würde.

Während ich diesem undefinierbaren Gefühl nachspürte, beobachtete ich Bernd, wie er die Zeitung las und hin und wieder einen Schluck von seinem Morgenkaffee nahm. Er ahnte nicht im Geringsten, was in mir vorging, folgte wie eh und je dem alten Frühstücksritual. Würden wir auch in 20 Jahren noch auf diese Weise am Frühstückstisch sitzen? Wahrscheinlich ...

Was mich mit warmer Zuversicht hätte erfüllen sollen, ließ auf einmal einen Anflug von Panik in mir aufwallen, ein Schaudern, das mich durchlief und das ich nur mit Mühe niederringen konnte.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Liebten wir uns denn nicht schon seit unserer Jugend? Genossen wir nicht dieses ausgeglichene Beisammensein? Waren wir nicht glücklich miteinander? *Doch, doch und doch*, musste ich mir eingestehen. Natürlich waren wir das. Wir hatten eine tolle Wohnung in Frankfurt Sachsenhausen, waren Ehrenmitglieder im Tennisclub 1914 Palmengarten e. V., hatten beide einen einnehmenden, interessanten Beruf. Und trotzdem blieb am Ende des Tages immer öfter ein bitterer Nachgeschmack in mir zurück, ein Ziehen, ein Fehlen, eine Sehnsucht, die mich von innen auszubrennen drohte. Erwartete ich etwa zu viel vom Leben?

Es war, als hätte sich eine Art Gleichgültigkeit in unsere Beziehung eingeschlichen, als ob man den anderen nicht mehr richtig anschaute, wie einen alten Sessel, der tagein, tagaus, jahrein, jahraus in der gleichen Ecke stand. Er war

einfach da. Er gefiel einem noch immer, auch wenn er an den Armlehnen schon ein wenig abgewetzt war. Aber man übersah ihn auch.

»Vergiss nicht, dass wir heute Abend im Club eine Jubiläumsfeier haben«, unterbrach Bernd das morgendliche Schweigen.

»Nein, keine Sorge, ist notiert.«

»Na, dann ...« Er erhob sich, nahm seinen Blazer vom Stuhl und zog ihn sich über. »Bis heute Abend, Schatz.« Flüchtig küsste er mich auf die Stirn, als plötzlich das Telefon klingelte. Wer konnte das schon zu so früher Stunde sein? Mein Blick schwenkte zur Wanduhr hinüber: Es war erst 07.30 Uhr. Ob etwas passiert war?

Bernd nahm ab. »Bernd Günther, guten Tag.«

Selbst aus der Distanz hörte ich, wie eine tiefe männliche Stimme aus dem Apparat drang und nach mir fragte. Achselzuckend reichte Bernd mir den Hörer, drückte gleichzeitig auf die Lautsprechertaste. Ebenso überrascht stand ich auf und nahm den Anruf entgegen.

»Isabella Lampert, guten Morgen?«

»Guada Morga. Notar Baumann aus Lindau am Bodensee am Apparat«, wiederholte der Bariton seine Vorstellung. »Bitte verzeihen Sie mir die frühe Störung. Ich rufe Sie in einer wichtigen Angelegenheit an und wollte Sie erwischen, ehe Sie das Haus verlassen. Es geht um eine Erbschaft. Ich werde mich kurzfassen: Bei der Verstorbenen handelt es sich um die 94-jährige Ada Beranger. Mein herzliches Beileid.«

Verwundert zog ich die Augenbrauen zusammen. »Ich glaube, hier muss ein Irrtum vorliegen ...«

»Sind Sie nicht Isabella Lampert aus Frankfurt am Main?«

»Doch, schon, aber sicher nicht die einzige –«

»Ihre Eltern sind Udo und Irena Lampert?«

»Ja, genau ...«

»Dann gibt es keinen Zweifel. Sie sind die Erbin.«

Ich keuchte. »Aber ...«

»Kennen Sie die Dame denn nicht?«

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Das ist in der Tat sonderbar, denn Frau Beranger hat Sie als Alleinerbin eingesetzt.«

Bernds Blick begegnete meinem. Er runzelte die Stirn, starrte mich fragend an. Ich zuckte mit den Achseln.

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich matt, tappte völlig im Dunkeln. War das ein Telefonscherz? Einer von Bernds Freunden, der uns mal so richtig auf den Arm nehmen wollte? Augenblicklich war ich davon überzeugt.

»Das Testament ist überdies beglaubigt, registriert und somit zwingend gültig, zumal es keine Nachfahren gibt.«

Ich öffnete den Mund, wollte etwas erwidern, wollte sagen: *Haha, kannst aufhören, ich habe dich durchschaut.* Doch ich war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Frau Lampert? Sind Sie noch dran?«

»Ja, ich ... äh«, druckste ich herum. »Was soll ich denn eigentlich genau geerbt haben?«

»Es geht um ein Landhaus auf einem Grundstück von circa einem halben Hektar am Bodensee. Darüber hinaus beinhaltet das Erbe auch eine Geldsumme von 300.000 Euro, allerlei kostbares Mobiliar und ein paar wertvolle Kunstwerke, Gemälde vor allem.«

Meine Gedanken wirbelten umher. Plötzlich kroch Misstrauen in mir hoch. »Hatte die Dame ... Schulden?«

»Nein«, versicherte der Notar.

Jetzt erwachte auch Bernd aus seiner Starre. »Frag ihn, wie viel das Haus wert ist«, flüsterte er mir diskret ins Ohr; anscheinend jedoch nicht diskret genug.

»Das Anwesen wird auf eineinhalb Millionen Euro geschätzt«, kam prompt die Antwort.

Mir wurde schwindelig. Ich war Millionärin ...

»Ich lasse Ihnen etwas Zeit, um eine Entscheidung zu treffen. Falls Sie das Erbe annehmen sollten, wäre es hilfreich, wenn Sie zur Vollstreckung an den Bodensee kommen könnten, um die Papiere zu unterschreiben.«

»Ja, natürlich.«

»Ist das zwingend notwendig?«, mischte Bernd sich ein. Er lehnte sich über den Hörer, während ich versuchte, wieder zur Besinnung zu kommen. »Ich meine, können wir das nicht auch brieflich abwickeln?«

»Durchaus«, antwortete der Notar und klang leicht pikiert. »Aber ich dachte, bei solch einer imposanten Erbschaft würde sich eine kleine Reise sicher lohnen –«

»Ohne Zweifel«, sagte Bernd. »Aber wir sind beide beruflich fest eingespannt, und eine Reise wird in den nächsten Tagen und Wochen leider nicht möglich sein.«

Verstört schaute ich ihn an.

»Ich schlage vor, dass Sie das untereinander abklären und mich dann bitte schnellstmöglich kontaktieren, um mir Ihre Entscheidung mitzuteilen.«

»Natürlich«, übernahm ich wieder die Zügel des Gesprächs. »Wäre es denn möglich, ein paar Fotos zu erhalten?«

Bernd nickte mir zustimmend zu: *Braves Mädchen*.

»Leider bin ich kein Immobilienmakler, junge Frau. Gerne kann ich Ihnen aber schon einmal ein Exposé der Erbschaft per Mail zukommen lassen. Weitere Unterlagen würden Sie dann per Post erhalten. Ich wollte Sie nur vorwarnen.«

»Äh, ja, das wäre sicher nützlich«, sagte ich benommen.

»Und was die Fotos angeht, so könnten Sie sich auf

Google Maps die Adresse über das Satellitenbild anschauen. Sicher ist das Anwesen recht gut darauf zu erkennen. Haben Sie etwas zu schreiben?»

Ich bejahte und er gab mir die Adresse. Hastig kritzelte ich mit, und die Buchstaben verwandelten das Ganze vor meinen Augen in etwas Konkretes. Immer weiter entfernte sich die Aura der Unwirklichkeit, immer näher rückte eine Realität, die zu erfassen mein Bewusstsein noch nicht bereit war.

Wir tauschten noch ein paar Höflichkeitsfloskeln aus und legten auf. Wie versteinert stand ich da, wusste nicht, wie ich reagieren sollte, schaute zu Bernd, der frohlockend die Augenbrauen hüpfen ließ. Grübchen, die ich verschwunden geglaubt hatte, bildeten sich auf seinen Wangen. Mein Herz galoppierte in meiner Brust. Alles wirkte neu und aufregend.

»Na, das ist doch wunderbar, oder? Gratuliere!«

»Ja«, hauchte ich, tastete nach der Stuhllehne und setzte mich wieder.

Nervös blickte Bernd auf seine Armbanduhr. »Selbstverständlich werden wir die Erbschaft annehmen, mein Schatz. Allerdings sollten wir bewirken, dass das Ganze ohne viel Aufhebens von hier aus abgewickelt werden kann. Weder du noch ich können uns derzeit freinehmen. Meinst du nicht auch?«

»Wir könnten uns ein verlängertes Wochenende gönnen und einfach mal dorthin fahren«, sagte ich matt. »Es wäre eine willkommene Abwechslung ... und so spannend.«

»Wozu? Und wann? In der nächsten Zeit sind unsere Wochenenden bereits restlos verplant.«

Wie immer, dachte ich beklommen. Tennisturniere, Besuch von Freunden aus Hamburg, Treffen mit den

Schwiegereltern ... Endlich geschah mal etwas Unvorhergesehenes, etwas Abenteuerliches, und Bernd vermasselte alles mit seiner Nüchternheit. Ich schnaubte.

»Ich würde das Haus einfach gerne mal sehen, die Dame *kennenlernen*, sie verstehen ...«

»Unsinn, wir werden nicht unser ganzes Leben auf den Kopf stellen, nur weil dir irgendeine alte Tusnelda aus weiß der Kuckuck was für dubiosen Gründen etwas vererbt hat.«

»Das Mindeste wäre doch, ihr Andenken zu respektieren und einfach mal hinzufahren«, insistierte ich. Das innere Rumoren ging wieder los. Wieder einmal ärgerte ich mich, dass Bernd so überhaupt kein Feingefühl bewies, alles nur pragmatisch betrachtete; kein Platz für Farbe, für Fantasie.

»Und dann? Ich kenne dich zu gut, Isa. Du wirst dich sofort in das Haus verlieben und es um jeden Preis behalten wollen.«

»Na, und wenn schon«, sagte ich trotzig. »Wäre das denn wirklich so schlimm?«

»Vielleicht nicht ...« Bernd zog abwägend die Mundwinkel nach unten. »Aber dann hätten wir ein riesiges Gebäude und Gelände zu unterhalten, wären gezwungen, unseren Urlaub ab sofort nur noch am Bodensee zu verbringen, und müssten das Geld des Nachlasses für den kostspieligen Unterhalt des Anwesens verwenden. Das alles für ein Haus, das wir dann nur fünf Wochen im Jahr bewohnen würden.«

So gesehen ... Ich seufzte zum gefühlt hundertsten Mal. »Du bist ein Spielverderber. Warum immer gleich so pessimistisch?«

»Nicht pessimistisch, Isa, sondern realistisch. Denk darüber nach, mein Schatz. Ich vertraue darauf, dass du dich richtig entscheidest wirst.«

»Vielleicht hast du ja recht, aber ...« ... *aber ich möchte mal etwas ganz Extravagantes tun, herrje!*, hätte ich am liebsten gesagt.

»Wir reden heute Abend darüber, in Ordnung?« Er wirkte gereizt. »Warum nimmst du dir heute nicht einfach mal einen halben Tag frei, um in Ruhe darüber nachzudenken? Am besten kontaktierst du dann auch gleich schon mal einen Immobilienmakler vor Ort. Wow, stell dir nur vor: Mit dem Geld aus dem Verkauf könnten wir uns endlich eine größere Wohnung im Taunus leisten.« Die Vernunft hatte gesprochen.

Ich nickte, lächelte. Irgendwie wollte sich die Freude bei mir nicht so richtig einstellen. Erneut drückte mir Bernd einen flüchtigen Kuss auf die Stirn; die Tür fiel ins Schloss und ich war alleine. Alleine mit meinen vielen offenen Fragen und meinem Herzklopfen. Es war wie Nebelwandeln: Egal, wo ich hintrat, ich sah nicht klarer.

Wer war diese Ada Beranger gewesen? Warum ich? Wie sah das Haus aus, das sie mir vererbt hatte? Verbarg sich hinter ihrer Entscheidung vielleicht ein Familiengeheimnis? In mir tobte ein Sturm. Die absurdesten Möglichkeiten kamen mir in den Sinn. War sie eine von der Familie verstoßene Großtante gewesen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Ungnade gefallen war? Oder gar meine leibliche Großmutter? War eine meiner Omis vielleicht nicht blutsverwandt mit mir? Mir schwirrte der Kopf. Die Welt um mich herum schien sich plötzlich viel zu schnell zu drehen, alles wirkte grell. Ich schloss kurz die Augen. Womit sollte ich beginnen? Bernds Worte schossen mir in den Sinn. *Am besten nimmst du dir heute mal einen halben Tag frei und kontaktierst einen Immobilienmakler ... Ja*, dachte ich und klammerte mich an seine Instruktionen wie eine Ertrin-

kende an einen Rettungsring. Als Freiberuflerin stellte es eigentlich kein Problem für mich dar, mir mal eine kleine Auszeit zu gönnen, auch wenn ich gerade jetzt, zur Vorweihnachtszeit, mit Anfragen geradezu überhäuft wurde.

Mechanisch erhob ich mich, ging zu meiner Handtasche, kramte mein Smartphone hervor und googelte nach der Adresse, die der Notar mir diktiert hatte. Das Satellitenbild war zwar recht unscharf, aber trotzdem stockte mir der Atem, als ich das Grundstück, das direkt an den See grenzte, auf dem Bildschirm erblickte. Mit Daumen und Zeigefinger vergrößerte ich das Bild, um das Haus, das leider nur schemenhaft zu erkennen war, näher zu betrachten. In den Tiefen meines Inneren schwoll das Ziehen an, kroch in mir empor wie eine Nachricht aus dem Jenseits, ein fernes Sehnen.

Noch nie war ich am Bodensee gewesen. Und jetzt, da ich dort ein Haus besaß, sollte ich nicht wenigstens einmal dort hinfahren, um es mir anzuschauen? Was würde Ada Beranger von mir denken, wenn ich ihr Haus einfach verkaufte?

Nichts, meinte ich Bernds Stimme zu hören, *denn sie ist tot und begraben*. Ich seufzte abermals. Auch damit hätte er wieder mal recht gehabt. Gut. Bernd war immer der Bodenständigere von uns beiden gewesen, derjenige, der in jeder Situation immer einen nüchternen, klaren Kopf behielt. Er half mir, mich zu orientieren. Deshalb entschied ich mich gegen das Sich-Zusammenballen meiner Gefühlswelt, gegen den inneren Sturm, der kurz vorm Ausbruch stand, gegen den Wirbel meiner Empfindungen, entschlossen, Bernds Rat zu befolgen. Ich tippte »Immobilienmakler Lindau« ein und prompt erschien eine Liste mit mehreren Agenturen auf dem Bildschirm. Welche sollte ich wählen?

Mein Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Rebellische Gedanken durchzuckten mein Gehirn. Ein weiteres Mal warf ich einen Blick auf die Wanduhr, rechnete. Es war knapp 8 Uhr. Kurz entschlossen drückte ich auf den grünen Kreis. Ich bekam weiche Knie. Es war das erste Mal, dass ...

»Notarbüro Baumann am Apparat. Haben Sie sich etwa bereits entschieden?«

»Ja, das habe ich.« Mein Herz raste. »Noch heute Mittag werde ich in Lindau eintreffen ...«

Kapitel 2 – Die Begegnung

Lindau, Bodensee – Dezember 2017

»Na, dann heiÙe ich Sie herzlich willkommen bei uns«, sagte Notar Baumann, der meinetwegen seine Mittagspause hinausgezögert hatte, abschließend. Demonstrativ nahm er den Schlüsselbund, der neben der Akte bereitgelegt hatte, und reichte ihn mir feierlich. »Ich werde auch gleich den Nachbarn über Ihr Eintreffen informieren, damit er sich nicht wundert, dass eine Fremde auf dem anliegenden Grundstück herumgeistert. Nicht, dass er Sie womöglich noch für eine Einbrecherin hält.« Der füllige Mann räusperte sich umständlich.

»Prima, vielen Dank. Es wäre in der Tat hilfreich, wenn ich mich nicht mit einem nachbarlichen Spaten herum schlagen müsste.«

Der Notar lächelte nachsichtig und erhob sich. »Sicherlich werden Sie einiges über unsere gute Ada herausfinden. Ihr Privatleben soll recht geheimnisumwoben gewesen sein. Aber graben Sie lieber nicht zu tief ...«

Verwirrt schaute ich ihn an, versuchte, in seiner Miene einen Anhaltspunkt zu finden. Er schien jedenfalls nicht gescherzt zu haben, denn er wich meinem Blick sichtlich aus.

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich.

»Ist nur ein gut gemeinter Rat, mehr nicht. Was man nicht

weiß, macht einen bekanntlich nicht heiß. Akzeptieren Sie die Dinge einfach, wie sie sind, dann dürfte alles gut gehen ...«

Ich erhob mich ebenfalls und wir verabschiedeten uns. Kurz darauf stand ich völlig verdattert auf der Straße. Die nebulöse Warnung des Testamentsvollstreckers hatte mich nicht verängstigt, sondern eher meine Neugier geweckt. Und was ursprünglich eine trotzbewogene Reise gewesen war, die vor allem dazu hatte dienen sollen, Bernd eins auszuwischen und endlich mal aus der Routine auszubrechen – ganz nach dem Motto: *Das brauche ich jetzt einfach* –, entpuppte sich plötzlich als sehr viel interessanter als erwartet.

Sicher, ich hatte auch hierherkommen wollen, um herauszufinden, wer diese Ada Beranger gewesen war, und um mir das Haus genauer anzusehen. Im Grunde wusste ich, dass Bernds Argumente Hand und Fuß hatten, und innerlich hatte ich mich bereits gewappnet, um nicht in die *Ach-das-Haus-ist-so-herrlich-behalten-wir-es-doch-bitte*-Falle zu tappen.

Schließlich hatten die Abschiedsworte des Notars die menschliche Komponente in den Vordergrund gerückt, etwas, was ich hatte vermeiden wollen. Denn auch hierbei musste ich Bernd recht geben: Ich konnte kein Haus behalten, nur weil mir eine nette Omi etwas Gutes hatte tun wollen. Vielleicht hatte sie meine Eltern gekannt? Hatte der Notar mir nicht eröffnet, dass Ada eine Malerin gewesen war? Mein Vater war Kunstexperte. Möglicherweise waren sich die beiden ja mal begegnet? Er war ein sehr charmanter Mann, und vielleicht hatte Ada einen Narren an ihm gefressen und wollte ihm einen verspäteten Gunstbeweis erbringen. Ich nahm mir vor, ihn später gleich anzurufen.

Von neuem Wissensdurst beflügelt, stieg ich in meinen Wagen und ließ mich von meinem GPS in Richtung Bad Schachen lotsen. Über mir zogen sich Gewitterwolken

zusammen, wirkten wie ein böses Omen. Mir war ganz schummrig zumute.

Warum war ich nur so verdammt nervös? Ein gleißender Blitz zuckte vor mir übers Firmament, badete die Umgebung für wenige Augenblicke in eine unheilvolle Atmosphäre, die an düstere Gruselfilme erinnerte. Das unmittelbar darauffolgende Krachen ließ mich erschrocken zusammenfahren und verlor sich schließlich in einem drohenden Rumpeln.

Je näher ich dem Seeufer und somit meinem Ziel kam, umso beeindruckter war ich von der Gegend. Zwischen Linden, Eichen und jahrhundertealten Buchen lagen hier und da schicke Villen in großen Gartenanlagen versteckt, eine prachtvoller als die andere. Ich schluckte hart, als ich endlich auf den Oeschländerweg einbog. 18 A, 20, 24, 24 A ...

Ein alter Mann mit einem Stock stand direkt vor der Einfahrt und starrte mich sonderbar stoisch an, ganz so, als wüsste er, wer ich bin. Ob es sich bei ihm um den schaufelschwingenden Nachbarn handelte? Ich schmunzelte in mich hinein, versuchte, optimistisch zu bleiben.

Während mein Auto im Schneckentempo den kleinen Pfad entlangkroch, raste mein Herz. Mein Gott! Ich wollte meinen Augen nicht trauen.

Inmitten einer riesigen laubbedeckten Rasenfläche mit wunderschönen breitastigen Bäumen stand ein popeliges, leicht verwahrlost wirkendes Cottage, eine Art bessere Hütte, vor der ich langsam zum Stehen kam. Ich hielt mir die Hand vor den Mund, versuchte vehement, das aufsteigende Kichern zu zügeln. Hatte der Notar nicht etwas von über 100 Quadratmetern gesagt? Ich rief mir die unscharfe Google-Abbildung des Hauses in Erinnerung, was mir auch nicht weiterhalf.

Genau in diesem Moment setzte der Regen ein, als wollte er zur Krönung noch eins oben draufsetzen. Hatte es nicht geheißen, dass hier seit mehreren Wochen Minusgrade herrschten? Plötzlich musste ich grinsen. Über mich selbst, über das Komische dieser Situation. Spontan dachte ich an Bernd, der ein Luxusdomizil erwartet hatte, dachte daran, dass er tatsächlich die Befürchtung gehegt hatte, ich könnte ab sofort jeden freien Augenblick hier am Bodensee verbringen wollen. Es war urkomisch.

Ich konnte nicht umhin, mir das Gesicht vorzustellen, das er gemacht hätte, wenn er mitgekommen wäre. Belustigt schüttelte ich über mich selbst den Kopf. Es regnete immer heftiger, sodass ich im Auto sitzen blieb. Ich meinte, einen Schatten an mir vorbeihuschen zu sehen. Einbildung? Beunruhigt wandte ich mich nach allen Seiten um. Durch den Vorhang aus herabfallenden Wassermassen konnte ich nichts erkennen. Ein sonderbares Gefühl packte mich. Und wenn es ein Fehler gewesen war, hierherzukommen? Die Worte des Notars hallten in mir wider: *Akzeptieren Sie die Dinge einfach, wie sie sind, und vertrauen Sie sich niemandem an, dann dürfte alles gut gehen ...* Was hatte er damit gemeint? Warum sollte denn nicht alles gut gehen? Ich ärgerte mich, dass ich nicht nachgehakt hatte.

Da! Erneut meinte ich, etwas im Augenwinkel zu sehen, und erschrak so heftig, dass ich herumfuhr. Vor meinem Seitenfenster hatte sich eine große Gestalt aufgebaut. Meine Hände wurden feucht, und mein Herz raste. Sollte ich den Motor anwerfen, den Rückwärtsgang einlegen und fliehen? *So ein Unsinn, jetzt drehst du völlig durch.* Zu allem Überfluss klopfte die Person plötzlich an die Scheibe. Ich zögerte. Durch die am Glas herabrinnenden Regenschlieren erkannte ich einen Mann, der mit tief ins Gesicht gezogen-

ner Kapuze im Regen stand und mir eifrig Zeichen machte – wie ein Indianer, der eine Nachricht übermitteln wollte. Ich kurbelte das Fenster etwas herunter, schaute dem Fremden in die Augen, die nicht unangenehm zu betrachten waren und sogar recht freundlich wirkten.

»Grüß Gott, haben Sie sich verfahren?«, fragte er mich.

»Nein, nein, vielen Dank der Nachfrage«, versuchte ich, ihn abzuwimmeln, und wollte die Scheibe wieder hochfahren.

»Wie Sie meinen. Falls Sie Hilfe benötigen: Ich drehe mit dem Hund schnell eine Runde und bin gleich wieder zurück.«

Mein Blick fiel auf seinen struppigen Begleiter, eine Art schottischer Hirtenhund, dessen schwarzes Fell bereits feucht glitzerte. Wie ein begossener Pudel schaute er zu mir auf. Mit traurigem Hundeblick schien er mir sein Mitgefühl ausdrücken zu wollen.

Hey, wollte ich antworten. *Siehst du, auch ich fühle mich wie begossen*. Ein zustimmendes Kläffen, dann waren mein Leidensgefährte und sein Herrchen auch schon wieder im rauschenden Regen verschwunden.

Na gut, jetzt bin ich hier. Ich habe A gesagt und werde auch B sagen müssen, versuchte ich, mich zu sammeln.

Entschlossen schaute ich auf das Gebäude vor mir. So schlimm war es gar nicht. *Nein, keine Luxusvilla, nicht mal ein kleines bisschen, nicht mal Villa ohne Luxus, und für einen Schuppen scheint es recht gepflegt*, dachte ich sarkastisch. Es gab sogar Gardinen an den kleinen Fenstern. Was wollte man mehr?

Bis heute Morgen hatte ich nichts – jetzt besitze ich einen Schuppen, auf einem Grundstück am See, und ein Geheimnis, das es zu lüften gilt, also sei nicht undankbar, redete ich mir ein.

Mein Eigentadel wirkte. Jegliche Lust zu fliehen war mir plötzlich vergangen, denn ich dachte an Ada – wer immer sie auch für mich gewesen sein mochte. So zog ich meinen Parka über, schnappte mir die Schlüssel, stieg aus dem Auto und näherte mich dem Haus.

Gut! Es war, was es war. Es wirkte nicht wirklich winzig, selbst wenn mir 100 Quadratmeter arg übertrieben erschienen. Aber wer konnte das von außen schon so genau beurteilen? Wie oft hatte ich vor Häusern gestanden, die klein und mickrig auf mich gewirkt hatten, und war hinterher von dem geräumigen Inneren überrascht gewesen? Erneut krachte ein Donnerschlag am Himmel, was mich in meinem Vorhaben, endlich das Haus zu betreten, bestärkte.

Klatschnass stand ich vor der verriegelten Tür und probierte den ersten Schlüssel aus. Fehlschlag. Ich nahm mir den zweiten vor, einen großen, flachen. Wieder ein Misserfolg. Es blieben nur noch zwei Möglichkeiten. Ich triefte und tropfte vor mich hin. Böen zerrten an meiner Kleidung. Allmählich wurde mir kalt und ich begann zu schlottern. Ich schaute mich um, meinte, am Ende des Weges erneut den alten Mann ausmachen zu können. Er schien mich noch immer zu beobachten. *Hat er denn kein Zuhause, wo er vor dem Gewitter Schutz suchen kann?*, fragte ich mich, um mich von dem Schaudern, das mich durchfuhr, abzulenken. Ganz geheuer war mir dieser Kerl jedenfalls nicht. Mit zittrigen Fingern probierte ich den dritten Schlüssel vergeblich aus.

Ein vorwurfsvolles Kläffen ließ mich herumfahren. Freudig lief mir der ebenfalls triefende Zottelhund entgegen, und ehe ich es mich versah, stemmten sich zwei schlammige Pfoten auf meine beigefarbene Flanellhose und hinterließen klebrige schwarze Abdrücke. Trotz meines Frustes streichelte ich meinen neuen vierbeinigen Freund.

»Verdammt, Rex«, schimpfte sein Herrchen, als er das Desaster bemerkte. »Es tut mir wirklich leid«, stammelte er. »Böser Hund!«

Der Vierbeiner schien zu verstehen, zog reumütig den Schwanz ein und streunte schuldbewusst um uns herum.

»Wie kann ich das nur wiedergutmachen?«

»Och, keine Sorge«, wiegelte ich ab. »Ist halb so schlimm.«
Mein Gegenüber schmunzelte.

Eigentlich sieht er ganz nett aus, dachte ich und versuchte mein Glück mit dem letzten Schlüssel, der aber schon von vornherein so wirkte, als würde er sich mit dem Schloss nicht anfreunden können. Ich schnaufte. *So ein Mist*, grummelte ich innerlich. Auch dieser Schlüssel passte nicht.

»Sagen Sie, kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Das ist sehr lieb von Ihnen, aber ich glaube kaum. Ich ... ich habe dieses Haus hier geerbt, und der Notar hat mir offensichtlich den falschen Bund ausgehändigt.« Demonstrativ hielt ich das Ding in die Luft.

»Äh, ja. Sie meinen, diesen –«

»Ja, genau«, unterbrach ich ihn hektisch und meinte, einen Schatten über sein Gesicht huschen zu sehen. Oder bildete ich mir das nur ein? »Und zu allem Überfluss ist jetzt auch noch Mittagspause, und so werde ich den guten Mann erst am Nachmittag wieder erreichen können.« Erschöpft schaute ich mich um. »Ich bin doch hier richtig, oder? Nummer 24 A?«

»Ja, also –«

»Na dann ...« Ich seufzte resigniert.

»Dann sind Sie sicher Adas Erbin?« Es klang fast zärtlich.

»Sie kannten sie?«

»Wir waren Nachbarn«, sagte er und es hörte sich an, als würde das alles sagen. »Unser Verhältnis war recht jovial. Aber –«

»Na prima«, unterbrach ich ihn ein weiteres Mal. »Viel-
leicht könnten Sie mir bei Gelegenheit ja mal ein paar Fra-
gen beantworten?«

»Warum nicht«, brummte er. »Auch wenn sie sich mir
nie wirklich anvertraut hat.« Es hörte sich wie eine Aus-
flucht an, aber er lächelte einnehmend. »Und um mich für
das schlechte Benehmen meines Begleiters zu entschuldi-
gen, könnte ich Ihnen sogar einen vorübergehenden Unter-
schlupf in meinem bescheidenen Heim nebst einer Tasse
heißen Tees anbieten«, schlug er großzügig vor. »Bis Sie
Ihren Notar erreichen können, meine ich.«

Ja, ich brauchte unbedingt etwas Warmes im Bauch.
Meine unterkühlten Knochen gaben ihm recht.

»Ich kenne Sie doch gar nicht«, wandte ich dennoch
ein und spürte sofort, dass es sich albern anhören musste.

»Dann lassen Sie uns das ändern«, sagte er schlicht.

Ich grinste verlegen. Seine lockere Art gefiel mir, und
wer einen so charmanten Hund besaß, konnte eigentlich
kein schlechter Mensch sein.

»Na gut. Eine Tasse Tee kann ich natürlich nicht aus-
schlagen.« In meinem Inneren meinte ich, die Stimme mei-
ner besten Freundin Rita zu hören: *Bist du verrückt? Und
wenn er ein Psychopath ist? Man hört so viel ...* Aber sah
so ein Geisteskranker aus? Ich bezweifelte es.

Er lachte. »Natürlich nicht. Es käme bei uns im Schwa-
benland auch geradezu einem Frevel gleich.« Sein Augen-
lid zuckte.

»Ehrlich?«

»Nein.« Wir schmunzelten uns an. »Na, dann kommen
Sie schnell, bevor Sie völlig durchgeweicht sind und mit
dem See zerfließen ...«

Kapitel 3 – Der Schabernack

»Hallo, Herr Baumann, hier ist noch einmal Isabella Lampert, die Erbin von Ada Beranger«, sprach ich auf dessen Anrufbeantworter, während ich meinem Retter in der Not über einen pfützenreichen Steinweg zu seinem Haus folgte. »Irgendetwas stimmt nicht mit den Schlüsseln, die Sie mir mitgegeben haben. Ich komme partout nicht ins Haus rein. Ich habe den von Ihnen erwähnten Nachbarn getroffen und warte bei ihm auf Ihren Rückruf.« Zufrieden legte ich auf und folgte – ganz entgegen meiner sonstigen Gewohnheit – einem Fremden, dessen Namen ich nicht einmal kannte. Hatte ich mir nicht mehr Abenteuer in meinem Leben gewünscht? Es schien, als steckte ich bereits mittendrin ...

Sein bezauberndes Häuschen grenzte direkt an mein Grundstück, lag so nahe daran, dass es mich nicht wunderte, dass er und Ada so etwas wie Freunde geworden waren. Fast machte es den Eindruck, als ob Adas Cottage noch zu seinem Anwesen gehörte. Jäh erklang Bernds aufgebraachte Stimme in meinem Kopf: *Wie sollen wir diese Parzelle denn um Himmels willen abgrenzen und verkaufen können?*

Eilig schob ich den Gedanken weit von mir, wollte nicht darüber nachgrübeln, was wann wie zu erledigen war. Irgendwie fühlte ich mich nach so kurzer Zeit schon, als hätte mich eine neue Welt aufgesogen. Eine Welt, in

der man mir nichts, dir nichts und ohne jemandem vorher Bescheid zu geben 400 Kilometer zurücklegte, um eine Villa zu besichtigen, die sich dann als kleine Hütte entpuppte. Eine Welt, in der man pitschnass im Regen stand, von schwarzen Pfoten besudelt wurde und nichts weiter dabei fand. Eine Welt, in der man von einem wildfremden Nachbarn einfach zum Tee eingeladen wurde und das Angebot, ohne mit der Wimper zu zucken, annahm. Es fühlte sich so neu, so anders – und so verdammt gut an. Ich brauchte das jetzt einfach.

Nach dem fehlenden Glück dieses Tages zu urteilen, hätte sich mein Gastgeber eigentlich als buckeliger Greis entpuppen müssen. Aber nein, ganz im Gegenteil schälte sich ein schlanker, breitschultriger Mittdreißiger mit genauso zoteligen dunklen Haaren wie denen seines treuen Begleiters aus dem tröpfelnden Anorak. Jetzt, da ich seine dunkelblauen Augen das erste Mal im Licht sah, musste ich schlucken. Die Gesamterscheinung war umwerfend.

»Wie –«, begannen wir gleichzeitig und lachten verlegen.

»Sie zuerst«, sagte mein neuer Nachbar.

»Wie heißen Sie?«

»Christian Zellenhofer, aber nennen Sie mich bitte Chris. Und Sie?«

»Isabella Lampert, aber die meisten sagen Isa oder Bella zu mir.«

»Bella ... wie wahr«, murmelte er und zwinkerte vergnügt.

»Schmeichler«, schimpfte ich.

Er grinste. Mir wurde innerlich warm.

»Es hat sich noch keine beschwert.«

Ich lachte herzlich. An Selbstbewusstsein fehlte es ihm jedenfalls nicht, und meine Befürchtungen, vielleicht im

klebrigen Netz eines Spinnerichs gelandet zu sein, rückten in weite Ferne.

Das geräumige holzgetäfelte Haus besaß ein riesiges Wohnzimmer mit einer durchgehenden Fenstertürenfront, die dem Betrachter einen atemberaubenden Blick auf den See gewährte, der in stürmischer Pracht vor uns lag. *Wow*, dachte ich. Genauso hatte ich mir mein Erbe vorgestellt. Nur dass der See alles andere als zugefroren zu sein schien ...

»Ehrlich gesagt hatte ich nicht mit Regen gerechnet«, brach es bei diesem Anblick spontan aus mir heraus. »In einem Artikel, den ich heute Morgen vor meiner Abreise noch schnell im Internet gelesen habe, wurde behauptet, dass es auf dem Kleinen See in diesem Jahr bestimmt zur sogenannten Seegfrörne kommen würde.« Meine Zunge stolperte über den ungewohnten schwäbischen Ausdruck, was mein Gegenüber zum Lächeln brachte. »Dies hier ist der ›Kleine See‹, nicht wahr?«, setzte ich hinzu und zeigte nach draußen.

»Nein, der Kleine See liegt etwas weiter östlich zwischen dem Festland und der Insel. Es ist nicht weit, bei gutem Wetter kann man ihn sogar hinter dem Eisenbahndamm erkennen«, antwortete Chris liebenswürdig. »Und ja, Sie haben ganz richtig gelesen: Von den wochenlangen Minusgraden ist er bereits zugefroren. Der Regen wird sicher nur von kurzer Dauer sein, schon heute Nacht sollen die Temperaturen wieder unter null sinken.«

»Gut, denn ich hatte ehrlich gesagt auf Schnee gehofft«, gestand ich. Ingeheim fragte ich mich, ob das bei der kläglichen Behausung, die mich erwartete, wirklich wünschenswert war.

»Hier, kommen Sie«, sagte Chris und führte mich in einen der anliegenden Räume. Im Nu hatte er ein frisches

Handtuch, eine dunkelblaue Jogginghose und ein dazu passendes Sweatshirt für mich bereitgelegt. »Sonst holen Sie sich noch einen Schnupfen.«

Fröstelnd bedankte ich mich, und er ließ mich alleine. Es war die reinste Wohltat, mich aus den klammen Klamotten zu pellen. Bibbernd rubbelte ich mich trocken, auch die Haare, die ich ganz entgegen meiner sonstigen Gewohnheit zu einem lose baumelnden Dutt zusammenknotete. Egal, dachte ich. Hier bin ich jemand anderes ...

Kurze Zeit darauf erschien ich in meiner neuen Kluft im Wohnzimmer, wo Chris mich auf dem Sofa sitzend mit einer dampfenden Tasse erwartete. Auch er hatte sich umgezogen, trug solidarisch einen königsblauen Jogginganzug, der die Farbe seiner Augen noch besser zur Geltung brachte. In der Ecke neben dem Fenster knisterte ein Feuer im Kamin, vor dem Rex sich das feuchte Fell wärmte.

»So lässt sich schlechtes Wetter wahrlich aushalten«, sagte ich.

Mein Gastgeber nickte und lächelte wohlwollend. »Steht Ihnen gut«, bemerkte er beiläufig.

Ich spürte angenehme Wärme in mir aufsteigen. Vom Feuer?

»Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, der Tee wartet bereits sehnsüchtig auf Sie.«

»Na so was«, sagte ich im gleichen Tonfall und leistete seiner Aufforderung Folge, indem ich mich zu ihm auf die ausladende Eckcouch gegenüber der Fensterfront setzte. »Dann will ich den Guten aber auf keinen Fall warten lassen.«

Erneut huschte ein Lächeln über seine harmonisch geschwungenen Lippen; ihm schien das Geplänkel Spaß zu machen.

Während ich mich vorsichtig – mal pustend, mal nippend – dem heißen Getränk widmete, schaute ich mich verstohlen um. Auf dem hellen Parkettboden lagen kuschelige Webfellteppiche, und vor dem Kamin befand sich eine Art Leseecke mit zwei Sesseln und einem Tischchen in der Mitte, auf dem sich ein Sammelsurium an Büchern häufte. Über der Feuerstelle hing ein imposantes abstraktes Gemälde, das eine Art Blume darstellte. In einer geräumigen Fensternische thronte ein von Papieren schier überquellender Schreibtisch und seitlich davon mehrere überladene Bücherregale.

»Wie es scheint, lesen Sie gerne?«

»Nein, ich hasse es.« Wieder zuckte sein Augenlid.

»Wirklich?«

»Nein.«

Ich lachte. »Sie können es nicht bleiben lassen.«

»Stimmt«, antwortete er. »Besonders nicht bei jemandem, der so gutgläubig ist wie Sie.«

Aus zusammengekniffenen Augen blitzte ich ihn an und knurrte. »Sie sind scheußlich.«

»Ich weiß. Verzeihen Sie mir?«, fragte er mit Hundeblick.

»Sie kämpfen mit unfairen Mitteln«, sagte ich und er lachte ausgelassen.

»Was halten Sie vom Duzen?«

»Überhaupt nichts«, log ich, um mich zu rächen.

»Ja, letztendlich haben Sie recht, bäh, ist unheimlich banal«, konterte er.

»Genau, und respektlos«, setzte ich todernst noch einen drauf.

»Ehrlich?«

»Nein«, kam prompt meine Antwort.

Wir lachten. Seine Augen sprühten Funken. Meine vielleicht auch. Ich fühlte mich wohl. Einfach so. Es lag sicher

an diesem Ort, der eine friedliche Atmosphäre ausstrahlte. Kein flüchtiges Auf-die-Uhr-Schauen, keine Hektik. Ich fragte mich, ob es eine solche hier überhaupt gab. Vielleicht war ich im Reich der Zeitlosigkeit gelandet, zwischen zwei Zahnradchen einer stehen gebliebenen Uhr eingeklemmt.

Mein Blick schweifte nach draußen in den Garten, auf den See und blieb an der lieblichen Fassade eines Nachbarhauses hängen, das etwas unterhalb meines geerbten 100-Quadratmeter-Schuppens lag. Hohe Rosenranken umgaben das hübsche Gebäude, ließen es verträumt wirken, wie in einem Märchen.

»Wunderschön«, hauchte ich. Mit dem halbrunden Vorbau, den hohen Fenstern, Giebeln und eleganten schmiedeeisernen Balkongeländern vermittelte die einstöckige Villa den Eindruck, einem alten Film zu entstammen. »Fast wie an der Côte d'Azur der 20er-Jahre«, sagte ich. Kein Wunder, dass Ada sich hier wohlfühlt hatte. Auch wenn sie sich selbst kein so schönes Anwesen hatte leisten können, so war sie von Schönheit und Pracht umgeben gewesen.

»Das ist putzig, was du da sagst, denn es passt zu seiner Besitzerin.«

Was er damit genau meinte, verstand ich nicht, aber das war mir auch sonderbarerweise egal. Ich mochte seine ungezwungene Art und seine ganz besondere Ausstrahlung sehr.

»Ich möchte nicht indiskret erscheinen«, wagte ich mich vor. »Aber was machen Sie ... machst du ... beruflich?«

»Das ist ganz und gar nicht indiskret. Ich bin Schriftsteller.«

»Wirklich?«, entfuhr es mir, obwohl ich so überrascht gar nicht war. Seine mysteriöse Aura passte haargenau zu dem Bild, das ich mir immer von Angehörigen dieses Berufsstandes gemacht hatte.

»Nein.«

»Oh.« Ich zog die Augenbrauen zusammen, was seinem amüsierten Gesichtsausdruck zufolge sehr komisch aussehen musste.

»Doch, doch. Falls du eine Gebrauchsanweisung haben möchtest: Wenn ich spaße, zuckt mein rechtes Lid.«

Er war unmöglich. Und unwiderstehlich locker ... Ich überging die neuerliche Flachserie.

»Du bist also tatsächlich Autor?«, fragte ich und fixierte sein rechtes Auge.

»Ja«, antwortete er mit einem Schmunzeln.

»Und was schreibst du so?«

»Ich überarbeite Legenden.«

»Legenden?« Das Lid blieb unbeweglich. Ob auch das angebliche Zucken nur ein Witz gewesen war?

»Hmhm. Gerade arbeite ich an einem Sammelband über alte schwäbische Sagen.«

»Hört sich wahnsinnig spannend an.«

»Das ist es auch. Und du?«

»Ich bin Fotografin.«

»Ah, deshalb.« Er nickte, als hätte er gerade eine Erleuchtung gehabt.

»Deshalb was?« Scherzte er etwa schon wieder?

»Na, unter Künstlern versteht man sich halt«, antwortete er schlicht, ohne eine Miene zu verziehen.

Langsam meinte ich, ihn besser einordnen zu können, zu begreifen, wann er mich verulkte und wann nicht.

»Ich habe sofort gespürt, dass du anders bist.«

»Ach ja? Wie das?«

»Du strahlst etwas Sensibles, auch ein wenig Hilflozes aus. Ganz entzückend, so authentisch. Wie ein Wesen aus einer anderen Epoche, aus einer meiner Legenden.« Jetzt

schoß erneut Wärme in mir auf, sammelte sich diesmal in meinen Wangen. »Du hättest Ada gefallen.« Seine Augen bekamen einen sentimental Glanz.

Das Kompliment berührte mich. Noch wusste ich nicht, wer sie gewesen war, aber etwas sagte mir, dass auch ich sie gemocht hätte.

Chris schaute mir direkt in die Augen, sein Blick verharrte etwas länger als gewöhnlich, und es durchzuckte mich wie ein Blitz.

Verstört riss ich mich von dem Bann los, den er auf mich ausübte. *Mein Gott, was für ein Mann*, dachte ich. Gefährlich sanft, unverhohlen großzügig, ungehobelt ehrlich ... Alles war so gemütlich, so heimelig bei ihm. Etwas in mir wollte, dass sich dieser Augenblick noch hinzog. Ich versank in der Tiefe seiner Augen, lauschte seiner angenehmen Stimme und fühlte mich sonderbar geborgen. Eine Zeit lang plauderten wir arglos über die Gegend, das Haus und das Wetter, bis mich der Gedanke an den eigentlichen Grund meines Hierseins aus der Idylle riss. Ich musste zurück in die Wirklichkeit, raus aus den Zahnrädchen. Da waren Bernd, der Notar, das Erbe ... *Hallo, Isabella!*

»Wie spät ist es denn?«, lenkte ich ab und kramte mein Handy hervor. »Oh, schon 15 Uhr?« Ich erhob mich. »Vielen Dank für deine Gastfreundschaft«, sagte ich, war fast ein bisschen traurig, gehen zu müssen. »Ich bringe dir die Sachen später zurück.«

Chris erhob sich ebenfalls. »Nicht der Rede wert.« Er schaute mich mit warmem Lächeln an. »Es war mir ein ganz besonderes Vergnügen, deine Bekanntschaft zu machen.«

»Geht mir genauso.« Ich eilte zur Haustür.